

Vorwort

„Kurz und gut, vielleicht wird nichts davon realisiert, aber wir haben diese Horizonte“ (Flusser 1994: 140).

Ob Migrantinnen der zweiten Generation Utopien haben, ob diese Utopien sich unterscheiden von denen deutscher Frauen, ob diese politisch wertvoll sind, das sind alles Fragen, die die hier vorliegende Arbeit nur wenig bis gar nicht interessiert haben. Themen sind dagegen die Dynamiken zwischen Utopie, Migration und Gender, Möglichkeiten politischer Transformation und soziale Gerechtigkeit.

Die Arbeit macht deutlich, wie kompliziert sich das Verhältnis von Migration und Widerstand gestaltet, sind Migrantinnen doch weder nur Opfer der Verhältnisse noch *per se* Subalterne und noch viel weniger stellen sie das heldenhafte Subjekt dar, welches die Gesellschaft unbedingt revolutionieren will. Vielmehr versuchen die Diskutierenden, auf sehr unterschiedliche Art und Weise, einen Umgang mit den gesellschaftlichen Anforderungen, den strukturellen Diskriminierungen, denen sie ausgesetzt sind, und den ihnen zugewiesenen sozialen Positionen zu finden. Einige passen sich den hegemonialen Verhältnissen an, ziehen Vorteil aus dem ihnen zugeschriebenen Status, indem sie beispielsweise das ‚Exotische‘ vermarkten, andere rebellieren, indem sie politischen Widerstand leisten, und wieder andere lassen sich und ihre Begehren korrumpern, indem sie immer das tun, sagen und denken, was gerade im jeweiligen Kontext passend ist. Warum sollte es auch anders sein? Und bei den meisten Frauen fanden sich all diese Haltungen gleichzeitig: Mal zeigten sie sich rebellisch, widerständig und anklagend und dann wieder (selbst-)zufrieden und angepasst.

Entstanden ist die Arbeit in einer anhaltenden Pendelbewegung zwischen theoretischer Auseinandersetzung und empirischer Analyse. Ergebnis sind ein erster Teil mit theoretischen Kapiteln, die die Arbeit einleiten und den zweiten Teil mit den empirischen Analysen besser verstehen lassen.

Kapitel 1 führt in das Thema ein und beschreibt die Herangehensweise der Untersuchung. Hier wird insbesondere die antiutopische Debatte entfaltet und ar-

gumentiert, dass utopisches Denken *auch* nach dem Millennium ein oft genutztes und brauchbares politisches Instrument darstellt. Im Kapitel 2 wird nicht nur das Konzept der Utopie und Heterotopie eingeführt, sondern insbesondere aufgezeigt, wo sich Überlappungen zwischen Migration und Utopie aufzeigen lassen. Nachdem in Kapitel 3 die Subjektposition der Migrantin und der geo-politische Ort Bundesrepublik Deutschland als Einwanderungsland näher betrachtet werden, erläutert Kapitel 4 die methodischen Prämissen und die Herangehensweise der Untersuchung. Und schließlich werden die Ergebnisse der empirischen Untersuchungen in drei Bildern und zwei Exkursen vorgestellt.

Die Arbeit macht nicht nur ein weiteres Mal deutlich, inwieweit Migration auch eine Erfahrung mit Gewalt und Unterdrückung ist, sondern auch, wie Migrantinnen der Nachfolgegenerationen sich visionär mit der Gesellschaft auseinandersetzen, in der sie leben. Hier scheinen politisch-transformative Projekte ebenso durch wie die Fallen, in denen sie sich immer wieder verfangen. So erscheinen die Visionen manches Mal kitschig (vgl. Castro Varela 2004), banal und monoton, um dann wieder scharf, pointiert und sozial herausfordernd.

Michel Foucault (1988b) schreibt durchaus utopieskeptisch:

„I don't believe there can be a society without relations of power, if you understand them as means by which individuals try to conduct, to determine the behaviour of others. The problem is not of trying to dissolve them in a utopia of a perfectly transparent communication, but to give one's self the rules of law, the techniques of management but also the ethics, the ethos, the practice of self, which would allow these games of power to be played with minimum of domination“ (18).

Es sind diese Spiele der Macht und mit der Macht, die mich hier interessiert haben. Wenn Migrantinnen sich mit identitätstheoretischen Vorgaben auseinandersetzen (Kapitel 5), wenn sie über andere Räume sprechen (Kapitel 7) und darlegen, was für sie Grenzüberschreitung bedeutet (Kapitel 6), dann werden die Visionen klarer und die Forderungen emphatischer vorgetragen. Sie verlieren an Skepsis und gewinnen an transformatorischer Kraft.

Die Teilnehmerinnen an den Gruppendiskussionen haben sich durch ihr Sprechen verwundbar gemacht. Sie konnten sich nicht auf die Fragen vorbereiten; sie sprachen über ihre Verletzlichkeiten und ihre Sehnsüchte und schließlich wurde ihr gesprochenes Wort in Schrifttext übersetzt. Die Transkription gleicht dabei einem migratorischen Prozess. Das gesprochene Wort, welches im Kontext der spezifischen Untersuchungssituation geäußert wurde, wandelte sich in geschriebene Schriftzeichen, die dann Sinn bei der Forscherin erzeugten. Durch mein Fragen habe ich die Teilnehmenden eingeladen, aber auch dazu verführt, sich zu öffnen. Das, was sie sagten, habe ich kommentiert. Der Text wurde damit im Sinne der Derrida'schen *Iterationen* vervielfältigt. Er ist mithin gleich und doch anders, denn er zeigt sich nun angefüllt mit meinen eigenen Projektionen, Gedanken, Reflexionen und sicherlich auch Visionen.

Die Arbeit an den Re-Visionen hat mich nicht nur angestrengt, sondern auch viel Freude bereitet. Deswegen bin ich froh, dass ich an dieser Stelle all denen danken kann, die mittelbar und unmittelbar daran beteiligt waren, indem sie mich begleitet, unterstützt und auch kritisiert haben.

Mein herzlichster Dank geht an Barbara Holland-Cunz und Birgit Rommelspacher, die die hier vorliegende Arbeit nicht nur begleitet haben, sondern von deren konstruktiver Kritik ich in zahlreichen Gesprächen sehr profitiert habe. Ohne ihre kontinuierliche Unterstützung wäre die Arbeit sicher nie zu Ende geschrieben worden. Die Arbeit wäre dagegen ohne die finanzielle Unterstützung der Heinrich Böll Stiftung nie begonnen worden. Doch nicht nur die finanzielle Seite war hier von Bedeutung, das gewährte Stipendium bedeutete auch eine wichtige symbolische Anerkennung. Anerkennung, Kritik und Ermutigung kamen von meinen Freunden und Freundinnen Sedef Gümen, Paul Mecheril und Anja Weiß, deren kluge Kritik mich hoffentlich noch bei vielen anderen Projekten begleiten wird.

Den Mitarbeiter/-innen des Institute for Conflict Resolution der University of Virginia und auch der Howard University in Washington gilt mein Dank für die mir gebotene Gelegenheit, die ersten Schritte dieser Arbeit vorstellen zu dürfen. Von besonderer Bedeutung für mich waren die Einladungen von Kishore Gaikwad vom Historischen Institut der University of Mumbai, Shubhalakshmi Shukla vom Kamla Raheja Vidyanidhi Institute for Architecture and Environmental Studies, Mumbai, und meiner Freundin und Kollegin Jyoti Sabharwal vom Institut for Foreign Language der Delhi University. Die Diskussionen in diesen Foren waren ausgesprochen anregend und von unschätzbarem Wert für die Weiterentwicklung meiner Gedanken. Elaboriertere Fassungen dieser Untersuchung konnte ich schließlich bei den Utopian Studies Konferenzen 2003 in Madrid und 2004 in O Porto präsentieren. Die durchweg positiven Resonanzen haben mich die Verzweiflungen am Thema überwinden lassen. Ich möchte hier insbesondere Raffaella Baccolini, Ruth Levitas und Lyman Tower Sergeant für ihre bestärkenden Worte und ihr kollegiales Empowerment danken.

Vom Exposé bis zum gebundenen hier nun vorliegenden Text haben meine Freundinnen Sylvia Nagel, Nina Gantert und Silvia Osei mich begleitet. Wenn nötig haben sie mich aufgemuntert und getröstet und immer haben sie sich an den kleinen und großen Fortschritten erfreut. Gisela Ott-Gerlach war mir nicht nur Freundin, sondern ist auch dafür verantwortlich, dass diese Arbeit eine schöne Form erhalten hat. Mein Vater Carlos Castro Pena und meine Mutter Estrella Varela Pazos haben lange auf den Abschluss dieser Arbeit warten müssen. Ich danke ihnen für ihre (nicht immer) unendliche Geduld und freue mich sehr, dass sie sich mit mir freuen. Vieles, was hier geschrieben steht, habe ich von ihnen gelernt und nicht aus Büchern. Meinem Vater danke ich insbesondere für das Misstrauen, welches er mir gegenüber aller überheblichen Gelehrsamkeit und institutionalisiertem machtgesättigten Wissen weitergegeben hat. Ohne Gayatri Spivak jemals gelesen zu haben, hat er mich dekonstruktive Wachsamkeit ge-

lehrt, mich sensibilisiert für soziale Ungerechtigkeiten, sowie unterschiedliche Taktiken der gesellschaftlichen Intervention aufgezeigt.

Gewidmet ist diese Arbeit Nikita Dhawan. Sie hat die Arbeit zwar nicht von Anfang an begleitet, aber ohne sie wäre sie nie fertig gestellt worden. Ihrem scharfen Verstand, ihrer Geduld und vor allem ihrer Gnadenlosigkeit beim Einfordern fertiger Kapitel habe ich es zu verdanken, dass die Arbeit nun gedruckt vor mir liegt.

Den Frauen, die gemeinsam ihre Utopien diskutiert haben, möchte ich zum Schluss ganz herzlich danken. Ich hoffe sehr, dass sie sich ihr Lachen, mit dem sie mich beim Aufnehmen der Diskussionen so erheitert und beim Abtippen derselben so geärgert haben, erhalten!